

Mut zur Ökumene

Eine Erinnerung an den Theologen Heinrich Fries, dessen Werk von der kirchlichen Realität längst nicht eingeholt ist

Von Peter Neuner

Am 31. Dezember vor hundert Jahren wurde Heinrich Fries geboren. Einige Schüler des Fundamentaltheologen – inzwischen selbst schon emeritierte Professoren – haben nun einen Band mit Texten ihres Lehrers zur Ökumene neu herausgegeben. Die Aussagen, die man hier nachlesen kann, scheinen weithin als direkt für unsere Zeit und unsere Situation geschrieben. Sie machen Mut zu neuem Aufbruch, gerade in einer Zeit, in der der ökumenische Elan schwindet und die Kirchen eher bestrebt erscheinen, ihr jeweils eigenes Profil zu schärfen, als Gemeinsamkeiten zu betonen und Einheit zu leben.

Heinrich Fries war einer der profiliertesten Vertreter katholischer Theologie im zwanzigsten Jahrhundert. 1911 geboren erlebte er noch als Folge der Modernismuskontroverse die Abschottung des Katholizismus von der modernen Welt und ihrem Denken in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Aber er wurde schon in seinem Studium auch mit der Öffnung der Theologie hin auf die Geschichte vertraut gemacht und damit auf den Aufbruch vorbereitet, der im Zweiten Vatikanischen Konzil seinen epochalen Höhepunkt fand. Er schrieb seine Dissertation zur Religionsphilosophie John Henry Newmans. Dessen Gedanken begleiteten ihn sein ganzes theologisches Leben hindurch. Die Stellung des Laien in der Kirche, der Glaubenssinn der Gläubigen als theologische Erkenntnisquelle, die Entwicklung der kirchlichen Lehre und damit die Geschichtlichkeit des Dogmas, das Gewissen als Glaubensnorm, die historische Bedingtheit der Papstdogmen von 1870, die Wertschätzung der Kirchen der Reformation als Zeugen des Glaubens: Das waren Themen, die Fries immer wieder ansprach.

Die Autorität der Vernunft

Fundamentaltheologie, wie Fries sie vertrat, ist durch eine konsequente Anthropozentrik geprägt. Sie geht also in allen

ihren Einzelthemen von der Wirklichkeit des Menschen und von seinen Erfahrungen aus. Fries untersuchte die Verwiesenheit des Menschen auf Transzendenz, die dieser erwartet und erhofft, ohne sie sich selbst geben zu können. Und er stellte dar, dass im Geschehen der Offenbarung diese Hoffnungen erfüllt werden. Der Glaube erscheint da nicht wie eine Last, die aufgrund der göttlichen und der kirchlichen Autorität im Gehorsam ertragen werden muss, gegebenenfalls sogar gegen die Einsicht der Vernunft. Glaube war für ihn die Erfüllung des Menschen, seiner Hoffnungen und Wünsche. Er gewährt, was den Menschen zu seiner Ganzheit und zu seinem Heil kommen, was ihn glücken lässt. Fries brauchte nicht den kleinen und armen Menschen, damit Gott groß und mächtig sein kann. Siege des Menschen sind in seiner Theologie gleichzeitig auch die Siege Gottes. Die Kirche erscheint dabei als „Anwalt des Menschen“, wie ein Buchtitel von Fries lautet.

Diese Überzeugung hat Heinrich Fries auf seinen Lehrstühlen in Tübingen und in München vertreten und in zahlreichen Publikationen veröffentlicht. Doch er wurde weit über die theologische Fachwelt hinaus bekannt, weil er sich immer bemühte, die Grenzen einer rein wissenschaftlichen Theologie zu sprengen. Er wollte die Ergebnisse seiner Glaubensreflexion auch für die Menschen verstehbar machen, die sich mit einer nur traditionellen und ungefragten Gläubigkeit nicht mehr zufriedengeben können, die mit der Kirche ihre Schwierigkeiten haben und denen sie oft eher ein Ärgernis als eine Hilfe zum Glauben darstellt. Diese fragenden, verunsicherten, aber doch glaubenszuversichtlichen Menschen unserer Zeit und Welt waren neben den Fachtheologen die Adressaten seiner Theologie. Deshalb vermied er eine Insidersprache, die zwar gelehrt erscheint, aber Grenzen für das Verstehen aufrichtet.

Theologie gegen Gleichgültigkeit

Zornig wurde Fries, wenn er den Eindruck gewann, dass kirchliche Äußerungen nicht dazu angetan waren, den Menschen und sein Leben glücken zu lassen. Sein Aufsatz „Nach ‚Humanae vitae‘“ spricht eine sehr deutliche Sprache. In seinen letzten Lebensjahren veröffentlichte er eine Schrift

über „Leiden an der Kirche“, die auf einen Aufsatz in CHRIST IN DER GEGENWART zurückgeht. Er publizierte aber auch seine Predigten, die er fast jeden Sonntag in einer Münchner Stadtpfarrei hielt. Er war als Theologe Zeuge für seinen Glauben.

Die Öffentlichkeit kennt Heinrich Fries in erster Linie als Ökumeniker. Auf diesem Feld setzte er Akzente, die bis heute keineswegs eingeholt, geschweige denn überholt sind. In den Vorhof der Ökumene wurde er durch sein Newman-Studium eingeführt. Als Heinrich Fries 1958 nach München berufen wurde, hielt er seine Antrittsvorlesung zum Thema „Der Beitrag der Theologie zur Una Sancta“: „Theologie soll der erklärte Gegner der Gleichgültigkeit, der falschen Sicherheit und der daraus geborenen Überheblichkeit sein. In der theologischen Bemühung als solcher schon liegt die Weigerung, vor dem Geschehenen, vor der Spaltung der Christenheit als einem unwiderruflichen Faktum einfachhin zu kapitulieren oder es als Selbstverständlichkeit unbefragt zu akzeptieren, die Weigerung erst recht, sich mit dem Gegebenen als einer angeblich gottgewollten Wirklichkeit abzufinden.“ Der Theologe werde auch heute an der Spaltung der Christenheit schuldig, wenn „er nichts tut, was der Aufhebung der Trennung dienen könnte, wenn er vielmehr alles versucht, um die Trennung selbst zu bewahren, ja sie sogar vielleicht zu befestigen oder zu vertiefen.“

Zwei Jahre später hat Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil einberufen, und plötzlich wurde Ökumene zu einem Leitmotiv katholischen Denkens. Kardinal Döpfner lud Fries ein, ihn als Konzilstheologe zu begleiten. Doch der lehnte ab, wollte nicht älteren und verdienten Kollegen vorgezogen werden. Er war besorgt, diese Berufung könnte Spannungen in der Fakultät hervorrufen, und persönliche Kontroversen wollte er soweit möglich vermeiden. Später hat er diese Entscheidung bereut. Andere, noch jüngere Theologen waren nicht so zurückhaltend wie er.

Im Zusammenhang mit einem Ruf an die Universität Münster wurde 1964 in München das Ökumenische Institut gegründet. 1968 wurde die evangelisch-theologische Fakultät eingerichtet, und mit Wolfhart Pannenberg kam ein für das ökumenische Gespräch geradezu idealer Partner.

Thema eines ersten gemeinsamen Seminars war „Das Amt in der Kirche“. Man wollte zunächst einmal klare Fronten schaffen, den Raum abgrenzen, innerhalb dessen eine Verständigung möglich erschien, und dazu eben auch die Grenzen umreißen, wo man sich nicht zu einigen vermochte. Es war eine prägende Erfahrung: Selbst in den kontroversen Punkten musste die jeweils andere Seite immer wieder feststellen, dass sie, vielleicht unter anderer Terminologie, durchaus Vergleichbares lehrt und vor allem praktiziert. Kontroverse um Kontroverse zerrann gleichsam unter den Händen oder hatte nicht mehr die Kraft, die Kirchenspaltung von der Amtsthematik her zu begründen. Dieses Ergebnis wurde zum Ausgangspunkt für das sogenannte Ämter-Memorandum der deutschen ökumenischen Universitätsinstitute aus dem Jahr 1973. Dieses gipfelte in den Thesen: „Aufgrund der Erkenntnisse der ökumenischen Theologie lässt sich ... eine Verweigerung der gegenseitigen Anerkennung der Ämter nicht mehr rechtfertigen.“ Und: „Da einer gegenseitigen Anerkennung der Ämter theologisch nichts Entscheidendes mehr im Wege steht, ist ein hauptsächliches Hindernis für die Abendmahlsgemeinschaft überwunden.“

Als man schon weiter war

Diese beiden Schlussthese haben erheblich Staub aufgewirbelt und zu heftigen Auseinandersetzungen geführt. Aus heutiger Sicht wird man wohl sagen müssen, dass sich die Autoren des Memorandums zu wenig bemüht hatten, die theologische und kirchliche Öffentlichkeit und insbesondere die Bischöfe in die Diskussion um das kirchliche Amt mit einzubinden. Die exegetischen und dogmengeschichtlichen Erkenntnisse, die die Basis für diese Thesen darstellten, waren keineswegs Allgemeingut in der Kirche. Folglich waren die Thesen wohl allzu schroff und zu wenig werbend formuliert. Die Form allerdings, wie in der kirchlichen Öffentlichkeit und Presse dann die Auseinandersetzung geführt wurde, hat Fries erschüttert – und nicht nur ihn. Die Glaubenskommission der deutschen Bischofskonferenz verurteilte das Memorandum als mit dem Glauben der katholischen Kirche nicht vereinbar, noch bevor das Buch überhaupt erschienen war.

Über Heinrich Fries ist dies hereingebrochen wie ein Ungewitter, unter dem er sehr gelitten hat. Obwohl Auseinandersetzungen nicht seine Sache waren, verteidigte er die Grundaussage, dass die Amtsfrage im ökumenischen Rahmen keineswegs so unlösbar ist, wie in manchen kirchlichen Dokumenten leichthin behauptet wurde und immer noch wird. Er setzte sich dafür ein, dass die Möglichkeiten für eine Eucharistiegemeinschaft, die das Konzil eröffnet hatte, voll ausgeschöpft werden und dass sie insbesondere konfessionsverschiedenen Ehen und Familien nicht verweigert werden darf. Die einschlägigen Aussagen der Würzburger Synode gehen nicht zuletzt auf sein beharrliches Votum zurück.

Im Jahrzehnt nach dem Erscheinen des Ämtermemorandums machte sich bei sehr vielen Ökumenikern Resignation breit. Sie hatten den Eindruck, die Theologie habe ihre Arbeit weithin getan. Um der christlichen Wahrheit willen müsse man nicht mehr in getrennten Kirchen leben. Es waren jedoch kaum Konsequenzen im kirchenoffiziellen Bereich zu erkennen. Die Kirchen lebten so nebeneinander her, als wäre all das nie gedacht und gesagt worden. Deshalb veröffentlichte Fries zusammen mit Karl Rahner 1983 einen konkreten Plan zur Einigung der Kirchen, inzwischen als Fries-Rahner-Plan in die Theologiegeschichte eingegangen. Sie verstanden ihren Vorstoß als „Notschrei von Christen, die den Eindruck haben, es gehe in dieser Sache nicht weiter“, obwohl doch der Einigung der Christenheit „eine der höchsten Prioritäten“ zukommen müsste. In acht knappen Thesen mit ausführlicher Begründung stellten sie dar, dass die Einigung der Christenheit heute schon möglich sei, wenn die Kirchen gemeinsam die Schrift und die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse annehmen und sich bezüglich späterer unterschiedlicher Entwicklungen eines negativen Urteils enthalten.

Dass Karl Rahner und Heinrich Fries – der eine achtzigjährig, der andere mehr als siebzigjährig – die These vertraten, die Einigung der Kirchen sei möglich, wenn man sie nur wolle, musste zu einer lebhaften Reaktion führen. Die ersten Äußerungen waren sehr positiv. Die Presse sprach von einer neuen Phase ökumenischer Entschlossenheit. Aber auch andere Stimmen wurden laut. Joseph Ratzinger schrieb: „Ein Parforceritt zur Einheit, wie

ihn neulich Fries und Rahner mit ihren Thesen angeboten haben, ist ein Kunstgriff theologischer Akrobatik, die leider der Realität nicht standhält. Man kann die Konfessionen nicht wie auf einem Kasernenhof zueinander dirigieren und sagen: Hauptsache, sie marschieren miteinander; was sie dabei denken, ist im Einzelnen nicht so wichtig.“

Andere meinten gar, beiden Theologen den rechten Glauben und die kirchliche Gesinnung absprechen zu müssen. Das hat Heinrich Fries getroffen. Aber er war realistischer geworden, hatte mit Widerspruch gerechnet und sich darauf eingestellt, dass kritische Stimmen nicht selten auch unsachlich urteilen, Böswilligkeit unterstellen und schnell die Treue zur Kirche infrage stellen. Zudem gehörte er zu den damals sogenannten „zornigen alten Männern“ in der Kirche und er hatte keinen Ehrgeiz auf kirchliche Auszeichnungen. Er hat sich gegen unsachliche Kritik zur Wehr gesetzt und Missverständnisse korrigiert. Bis zu seinem Tod 1998 hat er für seine Überzeugungen gekämpft und vielen Menschen Mut gemacht.

Die gegenwärtige Lage der Ökumene macht es notwendig, sich darum zu bemühen, dass bereits Erreichtes nicht wieder vergessen wird und erzielte Konsense nicht in den Akten verschwinden. Harding Meyer auf evangelischer und Kardinal Walter Kasper auf katholischer Seite sprechen sich dafür aus, durch „In-via-Erklärungen“ bereits erzielte Ergebnisse zu sichern, um so zu verhindern, dass man immer wieder von vorn anfangen muss. Heinrich Fries hat Impulse gesetzt, die heute so aktuell sind wie vor Jahrzehnten. Zudem sind sie oft weniger verklausuliert, als man diese Erkenntnisse heute zumeist formuliert. Er hat Wege gewiesen, die weiterführen, und er hat eine Basis gelegt, auf der man weiterbauen kann. Nicht umsonst trägt die Textauswahl, die nun zu seinem hundertsten Geburtstag erschienen ist, den Titel „Mut zur Ökumene“.

Aus der katholischen Wochenzeitschrift CHRIST IN DER GEGENWART (Nr. 1/2012, www.christ-in-der-gegenwart.de)